Die Zukunft der Geisteswissenschaften

Anmerkungen zu einer Tagung der Konrad-Adenauer-Stiftung

Als die FAZ ein ganzes Feuilleton mit einer Reihe simpler Buchstabenkombinationen füllte und die „Entzifferung" des menschlichen Genoms als die Jahrhundertrevolution feierte, glaubten viele euphorisch, ein neues „Kapitel im Buch des Lebens" sei aufgeschlagen worden: Der Schleier von Sais weggerissen, die alte philosophische Frage „was ist der Mensch?" gelöst, der „Bauplan" enthüllt. Um so größer war die Verwunderung, als nur wenig später bekannt wurde, dass die Zahl menschlicher Gene sich kaum von der Fruchtfliege oder ähnlichem Kleingetier unterschied, dem man freilich bislang weder Sprache noch Musik noch Kunst noch Kultur noch Geschichte noch Philosophie, geschweige denn Theologie zuschreiben konnte. Seitdem wird die Frage nach dem, was die Naturwissenschaften wirklich leisten können und was nicht, wieder lauter, nachdem es den Skeptikern zunächst einmal den Atem verschlagen hatte, und diese Frage führt von selbst auf die nach der „Zukunft der Geisteswissenschaften", wie die Konrad-Adenauer-Stiftung eine Fachkonferenz in Frankfurt überschrieb.

Als Wilhelm Dilthey 1883 in seiner *Einleitung in die Geisteswissenschaften* die methodenscharfe Trennung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften durchzuführen versuchte und den Geisteswissenschaften die Aufgabe zuwies, die geschichtlich gesellschaftliche Wirklichkeit nachzuerleben, zu begreifen und zu verstehen und damit Zweck-, Wertbeurteilungs- und Sinnfragen zu verbinden, war die Frage nach ihrer Zukunft überflüssig. Denn die Weltgeltung der deutschen Wissenschaft und der Ruf der deutschen Universität auch im Ausland beruhte wesentlich darauf, was in diesen Disziplinen geleistet wurde, und dieser Ruf hielt sich noch bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts.

Es war eine „Selbst"-Verständlichkeit, dass es für das Ansehen der „Kulturnation" Deutschland in der Welt, auch als Form auswärtiger Kulturpolitik, unabdingbar war, hier im ersten Rang zu sitzen. Altbundeskanzler Helmut Kohl hat einmal darauf hingewiesen, dass bei seinem Besuch in Indien das positive Deutschlandbild wesentlich dadurch geprägt war, dass die Indologie in Deutschland begründet wurde. Dafür standen, um nur die Altertumswissenschaft als die Leitwissenschaft des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu zitieren, klangvolle Namen wie Theodor Mommsen, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Eduard Meyer, Eduard Norden, Werner Jäger oder Wolfgang Schadewald. Und sie trafen auf ein „Publikum", das man heute gemeinhin und eher geringschätzig als „bildungsbürgerlich" apostrophiert.

Was freilich zur Konsequenz hatte – hier ist nur an C.P. Snows Theorie von den „zwei Kulturen" zu erinnern –, dass mathematische oder naturwissenschaftliche Wissensbestände nicht zum Bildungsideal gehörten: Den 2. Hauptsatz der Thermodynamik nicht zu kennen, war kein Makel. Insofern ist das Verschwinden klassisch orientierter Bildungsvorstellungen sicher ein wesentlicher Grund dafür, dass die Geisteswissenschaften heute in die Defensive geraten sind, weil ihnen der Resonanzboden für ihre Themen abhanden gekommen ist. Daher wies Karol Sauerland, Germanist in Thorn und Warschau, vor allemauf die Bedeutung des humanistischen Gymnasiums und auf die Folgen seines Verschwindens hin. Dem scheint nur auf den ersten Blick zu widersprechen, dass die Archivierung und Musealisierung der Vergangenheit immer größere Dimensionen annimmt und ein Interesse gerade an historischen Themen ungebrochen ist, wie die großen Ausstellungen, die populärwissenschaftliche Fernseh- und Buchproduktion belegen.

Hermann Lübbe hat sicher Recht mit der Beobachtung, dass der Mensch dem tiefgreifenden und raschen Wandel aller Lebensverhältnisse die Rückbesinnung auf Kleinräumlichkeit (Heimat, Region) und auf eine „einfachere" Vergangenheit entgegensetzt, um sich im Wandel noch seiner selbst vergewissern und eine Ortsbestimmung vornehmen zu können. Was aber sicher zurückgeht und zur Situation der Geisteswissenschaften beiträgt, ist die durch die Bildungspolitik der letzten 30 Jahre mitverursachte, sich immer weiter ausdünnende kollektive Teilhabe am „kulturellen Gedächtnis", ein Prozess, den Magnus Enzensberger in seinem Essay *Über Ignoranz* so zutreffend analysiert hat.

Hinzu kommt, dass die letzten großen Theorieentwürfe geisteswissenschaftlicher Provenienz im Umkreis der 68er Jahre, in denen Philosophie/Soziologie/Politologie sich noch einmal als Leitwissenschaften in der öffentlichen Diskussion profilieren konnten, gegenüber ihrem damaligen Anspruch, gesellschaftliche Totalität deuten zu können und verändern zu müssen, Misstrauen gegenüber ihrer wirklichen Leistungsfähigkeit hervorgerufen hat: das „Elend der Intellektuellen" wurde auch zum Menetekel ihrer Disziplinen.

Die aktuelle Situation, das wurde auf der Tagung sehr deutlich, stellt sich zwiespältig dar. Der Trend zum Studium solcher Fächer ist ungebrochen, etwa ein Drittel unserer Studenten verlegt sich auf das Studium der Geisteswissenschaften. Ihnen ist dabei sehr wohl bewusst, dass man ihnen mit solchen Abschlüssen im Berufsleben, so die Analyse von Martha Meyer-Althoff, Universität Hamburg, „keinen roten Teppich ausrollt". Aber sie fühlen sich, wie alle Umfragen zeigen, auch keineswegs „fehlgeleitet", so dass es eine Illusion wäre, mit Hinweis auf den Arbeitsmarkt auf Studiengänge „umzuleiten", die heute als krisensicher gelten. Die Studenten wissen sehr wohl, was sie erwartet, sie wissen auch sehr wohl, dass sie weithin berufsfremd arbeiten werden. Aber sie wissen auch, dass sie am Arbeitsmarkt keineswegs chancenlos sind und sich durch geistige Flexibilität auszeichnen können: Bildung durch Wissenschaft, Freude an der Wissenschaft, Freude an einem Fach, zu dem man Neigung und Begabung besitzt, das sind immer noch außerordentlich starke Motive, sich in diesen Fächern bewähren zu wollen, so der Hochschulforscher Tino Bargel, Universität Konstanz.

Insofern war die Diskussion um die Studienbedingungen und den Studienaufbau eigentlich nur von Organisationsfragen bestimmt, etwa die bessere Abstimmung der Lehrveranstaltungen, orientierende „Prüfungen" schon vor einer eigentlichen Zwischenprüfung, mehr Begegnungsmöglichkeiten mit den Professoren usf. Weder die heute immer wieder geforderte höhere „Praxisorientierung" noch Tendenzen zur Verschulung des Studiums

stießen auf besonderen Beifall der studentischen Zuhörerschaft. Auch das in der Hochschulpolitik so intensiv diskutierte „angloamerikanische“ Modell konsekutiver Studiengänge (Bacchelor/Master) fand kein besonderes Interesse.

Ungebrochene Nachfrage ist aber nur die eine Seite. Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, dass sich die Geisteswissenschaften selbst in einer Krise fühlen und öffentlich ihren „Abschied“ diagnostizieren. Daran hat einerseits die aktuelle Hochschulpolitik ihren Anteil, die, das machte Hartmut Schiedermair, Präsident des Deutschen Hochschulverbandes sehr eindringlich deutlich, schon an der Sprache ablesbar ihre Steuerungsinstrumente nur mehr noch an ökonomischen Maßstäben orientiert: Da geht es um Produkte und Kunden, geht es um die „Marktfähigkeit“ der Wissenschaft und von daher auch um die dem Markt angepasste Steuerung der Universitäten.

Diese Steuerung, die nur mehr an marktfähigen Produkten interessiert ist, geht naturgemäß zu Lasten der Geisteswissenschaften - materiell, was Lehrstühle, Ausstattung, Mittelzuweisung und Sonderforschungsbereiche betrifft; - ideell, indem ihnen einfach die „Nützlichkeit“ abgesprochen wird. So berichtete der Archäologe Wolfram Martini, Universität Gießen, dass ein kulturwissenschaftlich-interdisziplinäres Projekt unter Einschluss der Altertumskunde mit dem Verdikt belegt worden sei, dabei handle es sich ja wohl nur um ein „Studium für höhere Töchter“. Insofern steckt nicht nur die Konzentration auf den Hightech-Standort Deutschland im internationalen Wettbewerb dahinter, dahinter steckt auch ein mentaler Paradigmenwechsel, der immer mehr Lebensbereiche unserer Gesellschaft erfasst, nämlich die Ökonomisierung aller Lebensbezüge: Share Holder Value und der „produktive Mensch“ als Leitbilder.

In einem so geprägten geistigen Klima sind insbesondere die historisch orientierten Geisteswissenschaften nicht „konkurrenzfähig“ und verlieren ihre Legitimation. Ihren Charme verdanken sie nur mehr dem Exotisch-Esoterischen, ihre Daseinsberechtigung höchstens noch der Nostalgie. Die einzige Geisteswissenschaft, die in diesem Sinne konkurrenzfähig wäre, bleibt die Philosophie, aber hier interessiert höchstens noch ihr Beitrag zur Ethikdebatte angesichts der naturwissenschaftlichen Entwicklung. Wobei auch hier die Frage zu stellen wäre, inwieweit sie politisch ernst gemeint ist und nicht nur Alibifunktion hat: Ethikbeiräte, welcher Art auch immer (jetzt im Bundeskanzleramt) lassen sich schon durch ihre Zusammensetzung im Sinne des gewünschten politischen Effekts steuern, und der geht erkennbar eher in Richtung Verwertbarkeit statt Zurückhaltung, gar Grenzziehung. Also nur noch Esoterik und Alibi? Es ist keine Frage, dass die Naturwissenschaften, insbesondere die Biologie, heute die Leitfunktion übernommen haben, und zwar im öffentlichen wie auch im politischen Bewusstsein und pressewirksam unterstützt. Sie haben eben den Vorteil der Verheißung, unmittelbar oder doch in naher Zukunft verwertbare Produkte herzustellen und den Wirtschaftsstandort Deutschland im internationalen Wettbewerb zu sichern.

Damit ist allerdings die Gefahr verbunden, dass sie auch die Deutungshoheit in Fragen übernehmen, die gar nicht naturwissenschaftliche sind und durch sie auch nicht beantwortet werden können. Vor diesem Hintergrund ist die „Zeit der großen Erzählungen“ vielleicht doch wieder gekommen. Schon der Hinweis auf „zwei Kulturen“ führt längst in die Irre; ein adäquater Kulturbegriff umfasst beide – jene Wissenschaften, die ihr physisches Überleben erst sichern, und jene, die ihren kulturellen „Überbau“ prägen. Der Neukantianer Wilhelm Windelband, dem wir die Unterscheid zwischen „nomothetischen“ und „idiographischen“ Wissenschaftsformen verdanken, hat schon 1894 („Geschichte und Naturwissenschaft“) darauf hingewiesen, dass dieser methodische Gegensatz „nur die Behandlung, nicht die Inhalte des Wissens selbst klassifiziert“. Daher ist ein sinnvoller „kulturelle“ Dialog, wenn man ihn denn wirklich will, auf beide notwendig angewiesen und damit das Verstehen naturwissenschaftlicher Zusammenhänge unumgänglich, so der Bonner Philosoph Ludger Honnefelder; das heißt aber zugleich: Selbstbewusstsein und Überwindung der eigenen Theorieabstinenz (daher ist der Kompensationsansatz von Odo Marquardt schon recht resignativ: der Tag für die „harten“, der Abend für die „weichen“ Wissenschaften) und sich dadurch eine Deutungskompetenz zulegen, die die Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung und Erkenntnismöglichkeiten und ihre Folgen wieder in den Blick bringt.

So wäre es eine originäre Aufgabe der Geisteswissenschaften, nicht nur den hier zugrundeliegenden naturalistischen Fehlschluss zu verdeutlichen, das Sein bestimme das Bewusstsein und damit das Sollen (was unter anderen Vorzeichen letztlich einen Rückfall in das 19. Jahrhundert, auf Marx und Nietzsche bedeutet), ein Begriff vom Menschen nur mehr als Zusammenspiel biochemischer Prozesse, die die Frage nach der Menschenwürde sogar nur mehr auf ihren „Tauschwert“ reduzierte: Der Mensch nicht mehr als Zweck an sich, sondern als künstlicher hergestellter Zweck für anderes, nicht mehr Deus creator, sondern homo se ipsum deificans. Vor allem aber müssen die gesellschaftlichen und politischen Konsequenzen der neuen Technologien in den Blick kommen: Gefahr der „Menschenzüchtung“, Gefahr der „Selektion“ nach lebenswert und lebens“unwert“, nach „produktiv“ und nicht produktiv? Oder: wer finanziert eigentlich Sozialsysteme, in denen Menschen nicht mehr 75, sondern 120 Jahre alt werden? Zweiklassenmedizin, nur für Reiche? Wie steht es um die Rechte der Nachkommenschaft und das Klima einer vergreisenden, jugendlosen Gesellschaft? Oder die steigende Gefahr schleichender „totalitärer“ Erfassung durch Überwachungssysteme, die Orwells *1984* weit in den Schatten stellen?

Zu den berühmten Fragen Kants: „Was kann ich wissen, was soll ich tun, was darf ich hoffen, was ist der Mensch?“ kann die Naturwissenschaft nur im ersteren Falle erkenntniserweiternd und im letzteren höchstens synergetisch beitragen. Die anderen Fragen sind nur von den Geisteswissenschaften her sinnvoll zu behandeln, und das dort tradierte „Wissen“, das modellhafte Antworten anzubieten vermag, ist eben keines, das sich im Sinne des beliebten Topos von der „Halbwertzeit des Wissens“ überholt. Denn wer erfahren will, was der Mensch sei, der wird sich weniger auf die Ergebnisse der modernen Proteinforschung verlassen können, da wird man eher einen Blick in die Geschichte zu richten haben, die ihm die conditio humana und die Einsicht in das, wozu der Mensch fähig ist, in höchst prägnanter Weise vorführen kann. Von daher ist der Dialog, der ja immer wieder gefordert wird, eine Sache, viel wesentlicher ist es, das Bewusstsein für die Notwendigkeit dieser Fragen auch in der Öffentlichkeit zu schärfen und dafür Deutungen anzubieten. Dass gerade in unseren Tagen Martin Heideggers Technikkritik wieder entdeckt wird, mag dabei auch als hoffnungsvolles Zeichen gelten.

Jörg-Dieter Gauger